

Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mittelland
Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau
Band: 44 (2001)

Artikel: Gotthelf im Briefwechsel
Autor: Cimaz, Pierre
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071526>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gotthelf im Briefwechsel

Pierre Cimaz

Vortrag, gehalten am 21. Oktober 2000 an der Mitgliederversammlung der Gotthelfstube in Lützelflüh

Für einen Vortrag ist das Thema «Gotthelf im Briefwechsel» sicherlich ein zu weites Feld: die Briefe von und an Gotthelf füllen ja bekanntlich 6 Bände der Gesamtausgabe seiner Schriften. Ich habe mich also auf die Briefe beschränkt, die für Gotthelfs Selbstverständnis von Bedeutung sind. Manche Briefe Gotthelfs sind in dieser Hinsicht sehr aufschlussreich, und es war für mich eine reizvolle Aufgabe, beim Wiederlesen der Korrespondenz einzelne charakteristische Aussagen Gotthelfs über seinen Lebensweg herauszusuchen. Diese verstreuten Äusserungen versuchte ich so zusammenzustellen, dass die Grundzüge seiner bruchstückhaften Selbstdarstellung deutlich hervortreten. Dabei hoffe ich, Ihnen Gotthelf schon dadurch nahe zu bringen, dass ich ihn selbst möglichst oft zu Worte kommen lasse.

Zuerst möchte ich aber in der langen Liste der Adressaten von Gotthelfs Briefen einige Namen hervorheben, die in meinem Vortrag häufiger vorkommen. Es sind die Namen vertrauter Freunde, mit denen er jahrelang in Verbindung stand. An erster Stelle möchte ich einen Mann erwähnen, dessen Briefe an Gotthelf mich besonders angesprochen haben: Joseph Burkhalter, ein ungewöhnlich belesener und philosophisch gebildeter Bauer, den Gotthelf während seiner Vikariatszeit in Herzogenbuchsee kennen lernte. Zu nennen ist dann Carl Bitzius, ein Verwandter Gotthelfs, ein angesehener Jurist, der für den Schriftsteller von Anfang an ein verständiger Berater war. Regelmässige Briefpartner Gotthelfs waren ferner Karl Rudolf Hagenbach, Professor der Theologie an der Universität Basel und Verfasser bedeutender kirchengeschichtlicher Werke, und der Aarauer Pfarrer und Schriftsteller Abraham Fröhlich, der Autor der zeitsatirischen Dichtung «Der junge Deutsch-Michel». Ein wichtiger Briefpartner

war schliesslich auch Irenäus Gersdorf, ein deutscher Pädagoge und Herausgeber von Volksschriften; er gehörte zwar nicht zu Gotthelfs Freundeskreis, aber die wenigen Briefe an ihn sind für Gotthelfs Auffassung seiner Laufbahn als Schriftsteller von grosser Bedeutung.

Amtliche Briefe

Beim Lesen der Briefe wird man immer wieder daran erinnert, dass Briefschreiben zu Gotthelfs amtlicher Tätigkeit gehörte. Er weist häufig darauf hin, dass er Tag für Tag eine Menge amtlicher Briefe zu schreiben hatte. Ein Brief an Carl Bitzius (22.1.1842) fängt zum Beispiel mit der Erklärung an: «Heute habe ich den ganzen Tag mit Briefschreiben zugebracht.» (5: 191) Dass die riesige amtliche Korrespondenz, die Gotthelf führen musste, dem privaten Briefverkehr hinderlich war, betont er selbst in einem Brief an Burkhalter (18.10.1830): «Ich werde ein gar zu träger Bursche zum Briefschreiben. Mein Amt zwingt mich hier so viel dazu, dass es freiwillig nur selten geschieht.» (4: 93 f.)

Es kommt häufig vor, dass Gotthelf einen Brief zu schreiben beginnt, den angefangenen Brief aber tagelang liegen lassen muss. Wie er beim Briefschreiben immer wieder unterbrochen wird, schildert er besonders anschaulich und humorvoll in einem Brief an Burkhalter (9.12.1833): «Das erste Geschäft nach meiner Zurückkunft sollte nun ein Brief an Sie sein. Heute vor acht Tagen wurde wirklich einer angefangen und ziemlich weit ausgeführt; da kömmt einer, will einen Taufschein, der Rodel und das Tintenhaus kommen in Berührung und patsch! – ein tüchtiger Sprutz über den Brief weg, dass er nicht mehr zu brauchen war. Seither nun hatte ich nicht Zeit zum Schreiben, sondern allerlei andere Geschäfte.» (4: 148) Ähnliche Beispiele von unterbrochenen Briefen sind in Gotthelfs Briefwechsel nicht selten, und seine Schwierigkeiten beim Briefschreiben lassen schon erkennen, unter welchen ungünstigen Umständen sein umfangreiches schriftstellerisches Werk entstanden ist.

Auch als Schriftsteller musste er «die Zeit zum Schreiben stehlen», wie es in einem Brief an einen Schaffhauser Pfarrer (Johannes Kirchhofer, 26.12.1840) heisst: «Meine Zeit (ist) so beschränkt, meine Amtspflichten sind so vielfältig, meine Kinder fordern so dringend den Vater, dass ich die Zeit zum Schreiben stehlen muss.» (9: 135) Am Ende der Arbeit am Ro-

man «Uli der Knecht» klagt auch Gotthelf in einem Brief an Carl Bitzium (20.11.1840): «Ich habe nicht bald so peinvoll gearbeitet, die dümmsten, unangenehmsten Geschäfte legten sich mir immer auf den Weg. Es ist ein eigenes Ding, Pfarrer, Schulkommissär sein und schriftstellern.» (5: 99) Seine Romane wie seine Briefe schreibt Gotthelf meistens im Zeitgedränge.

Der vielfach gedrängte, gestörte und verhinderte Briefschreiber wird jedoch oft erstaunlich weitschweifig. Der einmal angefangene Brief wird nicht selten zu einem unerwartet langen Brief. Am Schluss von Briefen an Burkhalter stellt er das selbst fest: «Ohne dass ich daran dachte, ist der Brief voll geworden mit allerlei Gedamp» (19. 2. 1832; 4: 119), oder: «Nun habe ich viel und lang geplaudert und mit Freuden.» (18.10.1830; 4: 96) Eine in den längeren Briefen oft wiederkehrende Schlussformel ist die Entschuldigung: «Ich bin ins Dampfen geraten.»

Diese Neigung zum «Dampfen» oder «Schwatzen» beim Briefschreiben setzt Gotthelf manchmal in Beziehung zu seinem Pfarrerberuf. In einem Brief an einen mit ihm befreundeten Zeitungsredakteur, Johann Kaspar Mörikofer (15. 4. 1842), schreibt er zum Beispiel: «Doch was schwatze ich Dir da für Dinge, welche dich wenig berühren und interessieren. Aber du hast es mit einem Pfarrer zu tun, welcher so gut als andere seines Standes die Sünde hat, ins Dampfen zu geraten und, einmal angefangen, das Ende nicht finden kann.» (5: 216) Dieselbe fast stereotype Wendung gebraucht er auch in einem Brief an den österreichischen Schriftsteller Josef Rank (im Frühherbst 1847): «Doch mein lieber werter Herr, ich habe viel zu lange geschwatzt. Sie werden aber denken, das sei Pastorenweise, wenn so einer mal den Anfang genommen, so könne er doch das Ende nicht finden.» (18: 69)

Was Gotthelf «Schwatzen» nennt, ist tatsächlich eine Art von leicht belehrender Plauderei, wie ein Pfarrer sie sich angewöhnen mag. Es entspringt wesentlich dem Bedürfnis, seine Ansichten und Reflexionen über allerlei Gegenstände zwanglos auszusprechen. Sein «Gedamp» besteht hauptsächlich aus vielfältigen allgemeineren Betrachtungen, die er an Erfahrungen und Ereignisse knüpft. Die treffendste Charakterisierung der Art von «Schwatzen», zu der Gotthelf als Briefschreiber eine unwiderstehliche Neigung hat, kann man einem Brief entnehmen, den er als Göttinger Student an seine Halbschwester Marie Bitzium schreibt (17.11.1821). Nach einer scherzhaften Darstellung seiner Erlebnisse in

Göttingen behauptet der künftige Gotthelf: «Wenn ich wollte, so könnte ich hier wieder einige moralische, psychologische Bemerkungen einfließen lassen.» Dann stellt er wirklich einige Betrachtungen über Bescheidenheit und Selbstbewusstsein an, die mit der Erklärung schliessen, er habe sich nun entschlossen, «ein grosser Schriftsteller zu werden, wozu ich grosse Anlagen in mir entdeckt, z.B. über nichts lang und, wie mich dünkt, recht angenehm zu schwatzen.» (4: 46)

Der übermütigen Gleichsetzung der Schriftstellerei mit dem Schwatzen im Brief des Studenten darf man freilich kein allzu grosses Gewicht beimessen, aber mit dem hier geschilderten Hang zum ungezwungenen Ausspinnen von «moralischen, psychologischen Bemerkungen» wird doch schon ein Grundzug von Gotthelfs literarischem Schaffen angedeutet. In einem viel späteren Brief an Irenäus Gersdorf (8.1.1846) schreibt er nämlich über die «gerügte Breite» seiner Romane: «Diese kömmt aber gewöhnlich daher, dass mir eine Menge Beziehungen des Abstrakten auf das Konkrete vorschweben, von denen sehr viele den meisten Lesern entgehen.» (6: 246) Die ständige Verknüpfung von «Abstraktem» und «Konkretem», von sachlicher Darstellung und moralischer Betrachtung, von Erzählung und Reflexion ist zweifellos eine wesentliche Ursache der «Breite» und «Weitschweifigkeit», die dem Schriftsteller oft vorgeworfen wurde. Auch in den Briefen zeigt er manche «Probe seiner Weitläufigkeit», wie er im Brief an Gersdorf gesteht.

Briefschreiben als Form der Kontaktpflege

Es liegt aber auf der Hand, dass das lustvolle Plaudern in Briefen hauptsächlich die Funktion hat, im Schreiben die Entfernung von Freunden zu überbrücken und den Kontakt mit ihnen aufrechtzuerhalten. Aus zahlreichen Briefen spricht die Sehnsucht des Briefschreibers nach lebhaftem Gespräch und Meinungs austausch. Gotthelf weist nicht selten ausdrücklich darauf hin, dass er das Briefschreiben als Ersatz für vermissene Gespräche empfindet. Er schreibt z.B. an Hagenbach (1.4.1842): «Jetzt, da ich etwas mit Dir geplaudert ..., hat es mir ordentlich gewohlet und es ist mir als wäre ich ein freundlich Stündchen lang auf dem Heuberg [Hagenbach wohnte in Basel auf dem Heuberg] gesessen». (5: 205) Kennzeichnend für die Ersatzfunktion des Briefes ist ebenfalls der Schluss



Karl Rudolf Hagenbach (1801–1874)

eines Briefes an Burkhalter (25.10.1850), den Gotthelf nach einem verfehlten Zusammentreffen schreibt: «Gar zu gerne hätte ich mit Ihnen über dieses alles gesprochen ... Nun aber will ich meine lange Epistel, welche mich einigermaßen schadlos halten sollte für den verfehlten Besuch, doch enden.» (8: 93 f.) Die Funktion des Briefes als Surrogat für nicht geführte Gespräche wird hier vom Briefschreiber selbst hervorgehoben.

Diese Bedeutung des Briefes ist mit dem Einsamkeitsgefühl in Zusammenhang zu bringen, das in Gotthelfs Briefen manchmal zum Ausdruck kommt. Gleich zu Beginn seiner Amtstätigkeit in Lützelflüh beklagt er sich in einem Brief an seinen Amtsbruder Karl Baggesen über seine Einsamkeit (13.1.1831): «Ich sitze hier einsam und verlassen ... Die Gemeinde kenne ich nicht ..., so bin ich wie auf einer Insel mitten im Meere.» (4: 100) Dass der neue Pfarrer sich in der ihm noch fremden Gemeinde einsam fühlt, ist allerdings nicht weiter verwunderlich, aber das Einsamkeitsmotiv und die Inselmetapher kehren in späteren Briefen mehrfach wieder.

Die Hinweise des Briefschreibers auf seine Einsamkeit sind zunächst befremdend. Zahlreiche Briefstellen vermitteln nämlich einen ganz anderen Eindruck. In vielen Briefen, namentlich in den besonders vertraulichen und herzlichen Briefen an seine Cousine Emilie Graf, erscheint Gotthelf keineswegs als einsamer Mensch, sondern zeigt sich im Mittelpunkt eines recht lebhaften und glücklichen Familienkreises. Er schreibt einmal an

Gersdorf (8.1.1846), er «besitze», im Gegensatz zum vereinsamten Erzähler seines Silvestertraums, «eine liebe Frau und drei körperlich und geistig reich ausgestattete Kinder und habe wirklich und unverdient zumeist heitere Tage genossen.» (6: 248) In zumeist heiterem Ton berichtet er gern von kleinen häuslichen Vorfällen und von den Sorgen und Freuden eines teilnahmsvollen Familienvaters. Dass sein Haus im Sommer auch «meist stark bevölkert mit Gästen aller Art» (8: 96) sei, wird in einem Brief erwähnt (an Henriette Solger, 7.11.1850) und die Gastfreundlichkeit der Familie Bitzios wird ausserdem von mehreren Briefpartnern Gotthelfs gepriesen.

Von Einsamkeit findet man also in den Briefen, die sich auf sein Familienleben beziehen, keine Spur, und das inselhaftes Dasein des Dorfpfarrers wird sogar manchmal positiv bewertet als freundliche biedermeierliche Idylle abseits vom drohenden «Treiben» der «Welt». In einem Brief an Fröhlich (13.1.1850) spricht Gotthelf z.B. seine Freude an einem «stillen Neujahr» aus, «wo man im einsamen Hause bloss die Glocken hört, sonst kein anderer Ton aus der Welt.» (8: 15) Eine ähnliche Stimmung kommt auch in einem Brief an Emilie Graf (7.3.1846) zum Ausdruck: «Wir haben einen einsamen Winter vollbracht, der bloss bewegt war durch das Treiben von aussen, das zu uns kam wie ein Wellenschlag des Meeres an eine einsame Insel.» (6: 274) In einer sehr bewegten Zeit ist ihm das «einsame Haus» ein Ort der «Ruhe und Friedlichkeit», wie er kurz vor dem Ausbruch des Sonderbundkrieges an Hagenbach schreibt (4.10.1847): «Hier leben wir in solcher Ruhe und Friedlichkeit, dass, wer die Zeitungen nicht liest, nicht von ferne den Vulkan ahnen würde, auf welchem wir sitzen.» (7: 86) Gleichzeitig schildert er in einem Brief an Emilie Graf (2.10.1847) sein «trotz Krieg und Kriegsgeschrei» friedliches Alltagsleben mit selbstironisch betonter Behaglichkeit: «Wir wösch wenigstens ganz getrost, zählen die Wösch und machen Kannebirenschnitze und andere schön gelb und braun.» (7: 84)

Diese Züge biedermeierlichen Glücks im kleinen Kreis dürfen nicht dazu verleiten, die Ausdrücke der Einsamkeit in Gotthelfs Briefen leicht zu nehmen. In der Einsamkeitsthematik sind eigentlich zwei Aspekte zu unterscheiden. Zum einen leidet der Pfarrer von Lützelflüh nicht eigentlich unter Alleinsein, wohl aber unter Mangel an geistigem Kontakt und geistigem Austausch. In den Briefen der frühen dreissiger Jahre beklagt er sich über die Verschlossenheit der sehr selbstständigen Emmentaler Bau-



Joseph Burkhalter (1787–1866).

ern, die er in einem Brief an Burkhalter (5.12.1831) als «Egoisten» bezeichnet, «zugleich verschlossen und etwas stolz» (4: 112), und deren Vorstellung vom «guten Pfarrer» er in einem anderen Brief an Burkhalter (19. 2.1832) sarkastisch zusammenfasst: «Sie wollen einen guten Pfarrer, d.h. einen, der auf der Kanzel wie ein Engel schreit, daneben aber stumm bleibt wie ein Fisch.» (4: 119) Sie erwarten also vom Pfarrer, dass er zwar am Sonntag ergreifend predigt, sie aber sonst im Alltag in Ruhe lässt.

Der Gegensatz zwischen dieser Vorstellung vom Pfarrerberuf und Gotthelfs eigener Auffassung und Erwartung bleibt im Grunde auch später bestehen, in einem Brief an Burkhalter (16. 4.1841) stellt er illusionslos fest: «Ich bin hier im Ganzen sehr einsam. Es hat niemand Zeit, sich mit mir abzugeben, und wenn man schon die Arbeit sein lässt, wenn ich komme, so sieht man doch gar zu oft den Kummer, dass jetzt etwas im Hinterlig bleibe.» (5: 114) In seiner ländlichen Gemeinde vermisst Gotthelf zuweilen geistigen Verkehr und geistige Anregung so sehr, dass er einmal in einem Brief an den Basler Hagenbach (14.11.1841) seine Sehnsucht nach Belebung der Gedanken durch «städtischen Verkehr» eindrucksvoll ausdrückt: «So ein städtischer Verkehr ist schön und es kommt mich manchmal an als möchte ich auch in einer Stadt sein, besonders nachmittags von 1–4 , in der Einsamkeit wird gar zu gerne der Ideengang träge und deren Kreis eng und bis zum Munde schlafen sie ein oder gefrieren, dass man sie gar nicht raus bringen kann.» (5: 165)

Ein zweiter Aspekt des Einsamkeitsmotivs, auf den ich auch eingehen möchte, ist das ihn oft bedrückende Bewusstsein der Abgeschlossenheit und Enge seines Lebenskreises. Schon als er sich für den Pfarrerberuf entschied, ahnte der junge Albert Bitzius, dass sein künftiges Amt ihm wenig Gelegenheit bieten würde, die Welt zu sehen. In einem Brief aus Göttingen am Ende seiner Studentenzeits (20.1.1822) bittet er seinen Vater um die Erlaubnis, auf der Rückreise die Kunststädte Dresden und München, «die beiden Athen unserer Zeit», zu besichtigen, da, schreibt er, «mein Beruf, dem ich künftig ganz leben werde, mich an einer Stelle festhält», so dass «Zeit und Gelegenheit sich nur noch einmal mir bietet, die Welt zu sehen.» (4: 61)

Wie sehr er sich später als Dorfpfarrer tatsächlich «an einer Stelle festgehalten» fühlte, geben seine Briefe deutlich zu erkennen. Er hat sein Pfarrhaus in Lützelflüh nur selten und immer nur auf ein paar Tage verlassen. Nur ausnahmsweise führten seine Reisen über Bern hinaus, ein paar Mal nach Basel, einmal ins Elsass, einmal in die Ostschweiz, einmal auch nach Neuenburg, ins ihm eigentlich fremde «Welschland». Auf die engen Grenzen seines Lebensbereichs weist er selbst in seinen Briefen häufig hin. Er schreibt z.B. an Hagenbach (3.10.1845): «Ich sass fast den ganzen Sommer zu Haus, mein weitester Ausflug war nach Bern an die Synode, darum möchte ich Dich fast um Deinen schönen Aufenthalt am Zürchersee beneiden.» (6: 203) Und in einem Brief an Fröhlich heisst es wieder, ausgerechnet am Ende des ereignisreichen Jahres 1848 (28.12.1848): «Ich sass das ganze Jahr zu Hause, kam kaum aus meiner Gemeinde, geschweige aus dem Kanton.» (7: 169)

Im Gotthelf-Kapitel seiner umfassenden Darstellung der «Biedermeierzeit» bemerkt Friedrich Sengle: «Der äussere Lebenslauf ist womöglich noch enger umgrenzt als der der anderen Biedermeierdichter.» Diese Ansicht wird von Gotthelf selbst in zahlreichen brieflichen Äusserungen bestätigt. Manche Briefe könnte man, um den Titel eines Essays von Paul Nizon zu zitieren, als «Diskurs in der Enge» bezeichnen.

Gotthelf und die Politik

Viele Briefe bezeugen aber, dass Gotthelf sich mit der engen Umgrenzung seines Daseins «in abgelegnem Dorf, abgeschiedenem Wirkungskreise»,

(9: 136) wie er sich in einem Brief an Kirchhofer (26.12.1840) ausdrückt, nicht abfinden konnte. Es drängte ihn stets, über diese Grenzen hinaus zu wirken. In einem oft zitierten Brief an Carl Bitzios (16.12.1838), auf den ich noch in einem anderen Zusammenhang zurückkomme, erklärt er, dass er eine «bedeutende Tatkraft» in sich fühlte, die «von allen Seiten gelähmt» wurde, «ein wildes Leben», das sich «entweder aufzehren» oder «auf irgendeine Weise» «losbrechen» musste.

Dieser Tatendrang versuchte, sich im politischen Wirken «Bahn zu brechen». (4: 279 ff.) In Gotthelfs Briefwechsel nimmt das Politische einen auffallend breiten Raum ein: das Politische durchdringt ständig das Private. Gerade aus den Privatbriefen ersieht man, mit welchem leidenschaftlichen Interesse Gotthelf das unruhige politische Leben der damaligen Schweiz verfolgte und wie er auf vielfache Weise daran teilzunehmen strebte. In einem Brief an Burkhalter (2. 4.1831) gesteht er, er müsse der Versuchung widerstehen, sich von der Politik allzusehr in Anspruch nehmen zu lassen: «Ich wusste aus Erfahrung, wie sehr solche Dinge mich fesseln und für andere Arbeiten untüchtig machen.» (4: 107) Die meisten politischen Äusserungen in seinen Briefen betreffen die Lokalpolitik, in die Gotthelf immer wieder einzugreifen versucht. Alle Wahlkämpfe im Kanton Bern veranlassen ihn zu entschiedenen Stellungnahmen, in privaten Briefen wie an vielen Stellen seiner Romane polemisiert er hemmungslos gegen Berner Politiker. Zahlreiche Briefstellen machen aber sichtbar, dass die lokalpolitischen Fragen, die Gotthelf oft masslos aufregen, ihn auch zu Betrachtungen anregen, die man wohl als ein gedankliches Ausbrechen aus der Enge bezeichnen darf.

In den Reflexionen des Briefschreibers wird nämlich das Lokale zumeist in grössere Zusammenhänge gestellt, die politischen Auseinandersetzungen im Kanton Bern und in der Eidgenossenschaft fasst er als exemplarisch für weltgeschichtliche Prozesse und grundsätzliche Entscheidungen auf. Kennzeichnend für diese Betrachtungsweise ist z.B. ein Satz aus einem späten Brief an den deutschen Publizisten Heinrich Pröhle (15.1.1853), in dem Gotthelf über sein «liebes Vaterland» schreibt, es sei «auch ein Stück Welt»: «Die Erscheinungen in demselben sind nicht aparte, sondern gehören mit zum Ganzen und finden sich überall.» (18: 67) Die politischen Zustände seines kleinen Vaterlands sind ihm als «ein Stück Welt», als Bestandteil des grossen «Ganzen» von allgemeinemenschlicher Bedeutung.

Beispielhaft für seine weltgeschichtliche Auffassung lokaler Ereignisse und Erscheinungen ist ein Brief, den Gotthelf am Ende des Jahres 1830 (18.10.1830) an Joseph Burkhalter schreibt. Das Jahr der Regeneration der veralteten politischen Institutionen der Schweiz, in dem Gotthelf, wie er hier schreibt, «durch die grossen Zeitereignisse von der Theologie weg zur Politik gerissen wurde», begrüsst er als «ein grosses Jahr». («Wir haben ein grosses Jahr erlebt»), in dem eine «Revolution» stattfand, die nach seiner Ansicht ein Sieg der «Vernunft» war. Diese Revolution im Kleinstaat bringt Gotthelf in Zusammenhang mit dem grossen Weltgeschehen: «Allenthalben zeigt es sich, dass die Völker majorän werden.» (4: 94 f.) Indem er sich an der Regeneration der Schweiz beteiligt, ist Gotthelf überzeugt, an einem allgemeinen Mündigwerden der Völker teilzunehmen.

Eine ähnliche Auffassung der politischen Konflikte in der damaligen Schweiz entwickelt Gotthelf 1844 in einem Brief an den liberalen Luzerner Arzt Maurus Feierabend (11. 7. 1844). Gotthelf befasst sich zwar eingehend mit der damals drohenden Spaltung der Eidgenossenschaft in konservative und radikale Kantone, seine Ansicht darüber mündet aber in eine allgemeine Betrachtung über Radikalismus und Fortschritt im Gang der Weltgeschichte. Diese Betrachtung setzt das Lokale, die Gesinnung des «Bernervolks», das «vorwärts will, aber langsam», in Beziehung zu dem Gang der «Geschichte» überhaupt, «die auf allen Blättern in bezug auf Kulturentwicklung Geduld und Sanftmut predigt.» (6: 69 f.)

Wie seine ursprüngliche Bejahung eines nach seiner Ansicht vernünftigen und natürlichen Fortschritts im politischen Leben der Schweiz, so hat auch später seine heftige Ablehnung der radikalen Politik im Kanton Bern eine weltanschauliche und weltgeschichtliche Dimension. Was nach seiner Meinung in den Berner Wahlkämpfen auf dem Spiele steht, ist nicht der Sieg oder die Niederlage einer lokalen Partei, sondern «das Christentum überhaupt», wie er in einem Brief an Burkhalter (24.12.1846) erklärt: «... ich wollte lang tolerant sein, bis mir endlich die Überzeugung ward, dass mit einem durchaus unchristlichen materiellen Prinzip ohne Verrat keine Vermittlung stattfinden könne.» (6: 336)

Seine theologische Deutung der lokalen Zeitgeschichte macht sein eigenes, sehr begrenztes politisches Wirken in seinen Augen bedeutungsvoll. Die politischen Kämpfe im Kanton Bern sind in seiner Vorstellung Teil eines gewaltigen weltanschaulichen Krieges, in dem er an seiner Stelle und



Abraham Emanuel Fröhlich
(1796–1865)

mit seinen Waffen mitkämpft. In einem eigenartigen Brief an die Prinzessin Augusta von Preussen (April 1850), die künftige Kaiserin von Deutschland, bezeichnet er die politischen Konflikte seiner Zeit als «ungeheuren Kampf» «um die höchsten Güter» der Christenheit und schildert seine eigene Beteiligung an diesem Kampf, in merkwürdig übersteigter Selbstdarstellung, als das Auftreten einer heldenhaften Rittergestalt im Stil der spätromantischen Historienmalerei: «Auch ich fechte diesen Kampf und werde fechten, so lange meine Hand die Waffe führen kann. Diese Waffe ist zwar nur die Feder, aber ich legte sie ein für Gott, Wahrheit und Vaterland, als ob es die beste Lanze wäre.» (8: 48 f.)

Von der Mitte der vierziger Jahre an häufen sich in Gotthelfs Briefen ähnliche kriegerische Bilder aus heroischen Zeiten: er schreibt z.B. an Hagenbach (16. 2. 1845), er «möchte zur Hellebarde greifen». (6: 165) Durch seine Deutung des Zeitgeschehens lässt sich Gotthelf in seinen Briefen nicht nur zur Heroisierung seiner eigenen Tätigkeit, sondern manchmal auch zu bedenklichen Übertreibungen hinreissen. In einem Brief an Hagenbach (21. 12. 1845) behauptet er, dass die Herrschaft der von Henri Druey angeführten Radikalen in der Waadt «ein Beweis» sei, «wie die Kultur in Barbarei sich verkehrt». (6: 224) Ein Wahlkampf im Kanton Bern wird in einem Brief an Fröhlich (12. 10. 1849) geradezu zu einem apokalyptischen Kampf gegen den «Antichrist»: «Wir müssen alles aufbieten, um im Früh-

jahr bei neuen Wahlen den Antichrist loszuwerden. Gelingt dies nicht ..., dann erst streckt das greuliche Tier seine Hörner so recht lang und teuflisch aus.» (7: 237) Bei dieser Verteufelung der radikalen Politik ist allerdings die Lust des Briefschreibers am Spiel der Phantasie mit uralten Vorstellungen unverkennbar.

Neben der weltgeschichtlichen Auffassung des Lokalen und Aktuellen ist in der politischen Haltung, die Gotthelf in seinen Briefen zeigt, noch ein anderer Grundzug hervorzuheben, nämlich die Behauptung seines uneingeschränkten Rechts auf freie Meinungsäußerung. Er weist bei jedem Anlass darauf hin, dass er als Bürger eines republikanischen Staatswesens das Recht und die Pflicht hat, sich unter allen Umständen «sein freies Wort zu wahren», wie er sich gern ausdrückt, und sich gegen jede Unterdrückung oder Einschränkung dieser Freiheit durch die Obrigkeit aufzulehnen. In einem Brief an den Hofwiler Lehrer Theodor Müller (Februar 1839) behauptet er selbstbewusst: «Mir fehlt es nicht an kühnem Berner Mut und an der bernerischen Selbständigkeit ..., die vor Autoritäten nicht unbegrenzten Respekt hat.» (5: 15)

In den dreissiger Jahren richtet sich sein «freies Wort» noch vornehmlich gegen das Berner «Patriziat», von dem er sich lange «niedergehalten» fühlte. «Ich gestehe aufrichtig, ich hasse das Patriziat» (5: 34), schreibt er noch Ende der dreissiger Jahre an Carl Bitzius (20.3.1839). Andere Briefe lassen aber bald erkennen, dass er sich den «Oberen» überhaupt widersetzt, insofern sie sich Vorrechte anmassen. An Johann Kaspar Mörikofer schreibt er einmal (15.4.1842): «... das meine ich, dass die Oberen nicht geschont, kein Vorrecht haben sollen, dass man ihre Tünche nicht heilig halten müsse, im Gegenteil. Aber wir Schweizer haben hier noch etwas unendlich Philisterhaftes und meinen, wenn wir nach oben einen Tätsch geben, es sei fast als versuchten wir es an Gott.» (5: 214)

Sobald die radikaleren Liberalen im Kanton Bern zur Herrschaft gelangen, wendet er sich denn auch nicht minder heftig gegen die «Missbräuche der Freiheit», deren er die neue politische Aristokratie beschuldigt. Zur Rechtfertigung seiner «grossen Frechheit der Regierung gegenüber» schreibt er an Hagenbach (5.10.1841): Ich hatte «mich vom Anfang entschieden unter die freisinnige Fahne gestellt und stehe noch darunter. Das gibt mir nicht nur das Recht, sondern macht es mir entschieden auch zur Pflicht, gegen alle Missbräuche der Freiheit, gegen alle, die von Freiheit schmarotzen wollen, unumwunden derb und hart zu reden.» (5: 159)

Die politischen Vorgänge der späten vierziger Jahre empfindet Gotthelf als Verkehrung des ursprünglichen Freiheitsideals der Liberalen in eine ideologische Despotie, die ihn mit Abscheu und Empörung erfüllt, wie er einmal an Fröhlich schreibt (31.1.1848): «Die Despotie fängt an zu wachsen aus der Freiheit heraus auf abscheuliche Weise.» (7: 110) Der «Meinungsdespotie», dem «Meinungsterrorismus» der Radikalen setzt er sein «freies Wort» entgegen, z.B. in einem Brief an Maurus Feierabend (19.1.1845): «Aber in dieser Zeit, wo ein Meinungsterrorismus herrscht, wie ich ihn noch nicht erlebt habe, und doch lebte ich unter den gestrengen Herren von Bern, halte ich es für meine Pflicht, mir mein freies Wort zu wahren.» (6: 161) Gotthelfs erster Biograph Carl Manuel, der ihn noch persönlich gekannt hat, erkennt bei ihm «einen gewissen Oppositionsgeist»; er meint, es sei «etwas Oppositionelles überhaupt in seinem Charakter». Die Briefe bestätigen diese Beobachtung und zeigen, dass sein freiheitlicher «Oppositionsgeist» jede Obrigkeit und Aristokratie der Neigung zum Missbrauch ihrer Machtstellung verdächtigte.

Bei seiner oppositionellen Grundhaltung konnte aber Gotthelf schwerlich in der Politik den ersehnten grösseren Wirkungsbereich finden. Aus den Briefen ersieht man, dass bei ihm der Drang zur politischen Tätigkeit immer wieder in Überdross an der «leidigen Politik» (an Burkhalter, 15.12.1831; 4: 110) umschlägt. Vom Verlauf der politischen Ereignisse wird er ständig enttäuscht. Diese Erfahrung macht er schon gleich nach dem von ihm begrüßten Erfolg der «Regeneration». Am 5.12.1831 schreibt er an Burkhalter: «Nun bin ich aber von den Politikern oder der Politik selbst verlassen worden und sehe auf einmal verblüfft mich fast vereinzelt dastehen mit offenem Maul.» (4: 111)

Ein Jahrzehnt später (16.11.1842), in einem Brief an den Bündner Politiker Peter Conradin von Planta, der ihn um Mitarbeit an einer konservativen Zeitschrift bat, nimmt Gotthelf entschieden Abstand von der Politik: «... mit der Politik mag ich rein nichts mehr zu tun haben, da ist ein fauler Sumpf ... Früher nahm ich lebhaften Anteil an allen öffentlichen Angelegenheiten, hatte aber nichts als Galle dabei und endlich die Überzeugung, dass man auf diesem Wege nichts wirke.» (18: 42) Dem politischen Leben der Schweiz sieht der Briefschreiber mit zunehmender Verbitterung zu. Er neigt dazu, die politischen Auseinandersetzungen als Fieberanfälle, als krankhafte Störungen des gesellschaftlichen Lebens zu betrachten, z.B. in einem Brief an Fröhlich (13.1.1850), wo er schreibt:

«Jetzt geht hier das verfluchte politische Leben wieder an ... das, wie alle Fieber, ein geordnetes Leben unmöglich macht.» (8: 16) Die Briefe verraten allerdings auch, dass er wider besseres Wissen von diesem «Fieber» immer wieder angesteckt wird.

Gotthelf wird Schriftsteller

Gotthelfs politische Enttäuschung wurde aber zur Triebkraft seines Schreibens, die «von allen Seiten gelähmte» «Tatkraft», die er in sich fühlte, brach sich im literarischen Schaffen Bahn, wie es im schon zitierten Brief an Carl Bitzius heisst (16.12.1838): «So ist mein Schreiben auch gewesen ein Bahnbrechen, ein wildes Umsichschlagen nach allen Seiten hin, woher der Druck gekommen, um freien Platz zu erhalten.» (4: 281) «Die Welt», heisst es auch in einem Brief an Burkhalter (26.12.1838), «drückte so lange auf mich, bis sie Bücher mir aus dem Kopfe drückte, um sie ihr an die Köpfe zu werfen.» (4: 288) Die Literatur wird ihm zum einzigen Bereich, in dem er sich von der Einengung seines Wirkens durch den «Druck» der politischen und sozialen Verhältnisse befreien kann. In einem Brief an den elsässischen Schriftsteller August Stöber (4.1.1845) bezeichnet Gotthelf sein «Schreiben» ausdrücklich als Ersatz für das ihm verwehrt unmittelbare Wirken: «Sie kennen wohl die Geschichte vom armen Mädchen, das so innig sich sehnte, «wirken» zu können in der Welt, und am Ende ganz glücklich ward, als es es dahin bringen konnte, ein Hündchen zu kaufen und dasselbe pflegen zu dürfen? Einen ähnlichen Trieb hatte ich ebenfalls, und als es mir ging wie dem Mädchen, niemand mein Wirken wollte, da legte ich mich aufs Bücherschreiben.» (6: 151)

Was ihn bedrückte und zum «Bücherschreiben» bewog, war aber nicht nur die persönliche Kränkung und Zurücksetzung, sondern es waren, wie er in seinen Briefen stets betont, politische und soziale Zustände, die er als empörend empfand, denen er aber nicht unmittelbar entgegenwirken konnte. «Schriftsteller», schreibt er an Irenäus Gersdorf (28.9.1843), «wurde ich ... unwillkürlich, durch den Drang unserer Zustände, durch den Wunsch, unserem Volk ... treu die Wahrheit vorzuhalten.» (5: 331) In einem Brief an den deutschen Schriftsteller Wolfgang Menzel, den Gegner Heinrich Heines und des Jungen Deutschland, erklärt Gotthelf noch einmal (19.8.1844): «Ich dachte nicht daran, Schriftsteller zu werden ..., die

Not des Volkes und der radikale Unsinn, der eine schön aufgehende Zeit verdarb, zwangen mich dazu.» (6: 90)

Über die Anfänge seiner schriftstellerischen Laufbahn schreibt Gotthelf an seinen ehemaligen Studienfreund Johann Heinrich Maurer von Constant (1845) noch genauer, er sei zum Schreiben gekommen «ohne daran zu denken, eigentlich Schriftsteller zu werden ... Aber das Armenwesen, die Schule stunden in Frage! ... So sprang erst der Bauernspiegel, dann der Schulmeister hervor, mit der gewohnten Rücksichtslosigkeit, die nach nichts fragt, als ob es so gut und recht sei.» (6: 150) In einem anderen Brief an Maurer von Constant (ebenfalls 1845) betont er, dass «eine Art vaterländischen Zornes» (6: 225) auch einen Roman wie «Der Geltstag» erzeugt habe.

Mit dem Zorn ist aber das Mitleid mit den Opfern der von ihm angeprangerten Missstände stets gepaart, wie man einem Brief an den Berner Arzt Eduard Fueter (15.11.1838) entnehmen kann, in dem Gotthelf sich mit seinem Peter Käser identifiziert, dem Erzähler der «Leiden und Freuden eines Schulmeisters». Käser, meint Gotthelf, schrieb seine Lebensgeschichte, «weil ihm weh wurde über die Misshandlungen der Menschheit, weil ihm die Augen überliefen über manches Schöne, das niemand sah.» (4: 266) Gotthelfs grosse Romane sind «in Zorn und Weh geboren» (7: 170), wie er in einem Brief an Fröhlich im Bezug auf «Uli der Pächter» schreibt (28.12.1848). Zorn und Weh waren nach Gotthelfs Selbstzeugnissen die ursprünglichen Triebkräfte seines literarischen Schaffens.

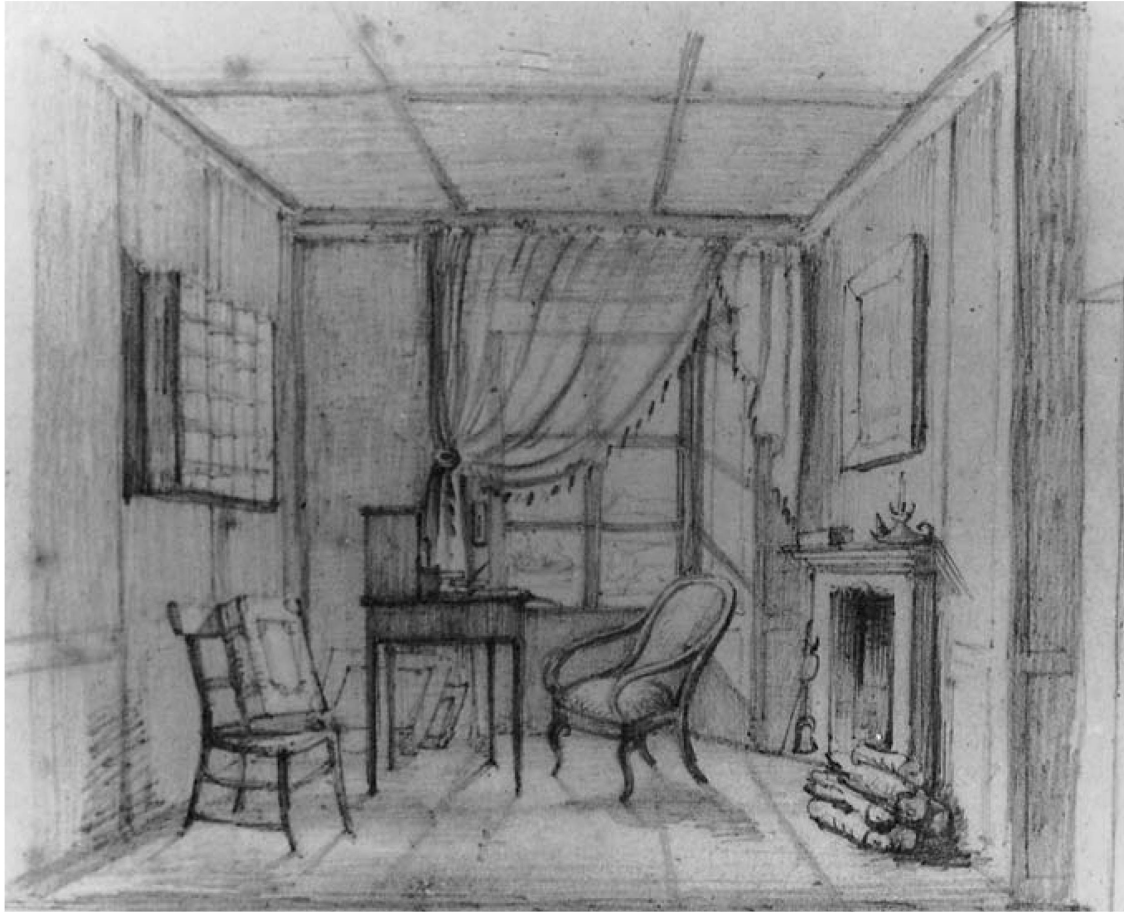
Die Briefe geben jedoch zu erkennen, dass das Bücherschreiben ihm trotz dieser starken Antriebe anfangs schwerer fiel, als zu erwarten wäre. Besonders deutlich wird in einem Brief an Burkhalter (16. 4.1841) der Zwang, den Gotthelf bei der Arbeit am Schreibtisch seiner Natur auferlegt: «Obschon ich lieber sitze als vor 15 Jahren und ziemlich daran gewöhnt bin, so liebe ich doch das freie Leben noch mehr, laufe gerne und würde weit lieber handeln als denken, lieber schwatzen als schreiben, lieber selbst schaffen als raten.» (5: 114) Die «Abneigung gegen das Schreiben» (4: 223), von der in einem anderen Brief an Burkhalter (22.1.1837) die Rede ist, überwand Gotthelf aber bald, wie er in einer autobiographischen Notiz erklärt, die einem späten Brief an Heinrich Pröhle beigelegt ist (3.3.1851): «Ich war eigentlich nicht für den Schreibtisch geboren, sondern mehr für äussere Tätigkeit, aber es gab sich anders, und meine rasche Natur gewöhnte sich endlich auch ans Sitzen, und zwar

ohne äusseren Zwang, sondern sie ward untertan einem innern Triebe.» (18: 46)

Stärker als die ursprüngliche Abneigung gegen das Sitzen und Schreiben war also, was Gotthelf hier einen «inneren Trieb» nennt, was er anderswo «eine innere Nötigung» nennt. Von «Nötigung» beim Bücherschreiben ist eigentlich in den Briefen in einem zweifachen Sinne die Rede. Gotthelf versteht zwar hauptsächlich darunter, wie schon gesagt, seine Ergriffenheit bei der Vorstellung von der «Not des Volkes», von den Missständen in der Schweizer Gesellschaft: «Wenn mich das einmal bewegt», schreibt er an Irenäus Gersdorf (8.1.1846), «so bin ich nicht mehr Meister, da werde ich regiert.» (6: 248)

Zu dieser subjektiven «Nötigung» des Schriftstellers durch «Zorn und Weh» kommt aber eine andere, sachliche hinzu, nämlich seine «Nötigung» durch das Eigendasein der von ihm ins Leben gerufenen Figuren. In einem Brief an Eduard Fueter (30.10.1842) schreibt er: «Sobald ich eine Arbeit anfangen, so kommt ein Geist in die Arbeit, und dieser Geist ist mächtiger als ich, und in jede Person kommt ein Leben, und dieses Leben fordert seine Rechte, will auswachsen und nach allen Richtungen sich geltend machen.» (5: 243) Diesen Vorgang des «selbständigen Auswachsens» der Figuren, der Verselbständigung der darzustellenden Wirklichkeit, erkennt Gotthelf in einem Brief an Gersdorf (28.9.1843) als Gesetz seines literarischen Schaffens überhaupt: «Allemaal wenn ich zu einem Buch ansetze, so will ich nur ein klein Büchlein machen, und allemal wird ein grosses daraus, eine innere Nötigung zwingt mich dazu, und die einmal ins Leben gestellten Gestalten fordern ein bestimmtes, abgerundetes Leben, wollen sich nicht begnügen mit einem blossen gespensterartigen Dasein.» (5: 334 f.)

Gerade indem er dieser zweifachen «inneren Nötigung» gehorcht, ohne auf irgendwelche ästhetische Regeln und Konventionen Rücksicht zu nehmen, entdeckt Gotthelf im Schreiben eine unumschränkte Freiheit, die er in manchen Briefen durch übermütige Vergleiche anschaulich macht. In den schon zitierten Briefen an Irenäus Gersdorf vergleicht er sich einmal (28.9.1843) mit einem «kecken Husar», der in ein fremdes Gebiet eindringt und sich das Eroberte nach Belieben aneignet: «In dieses Gebiet [die Schriftstellerei] ritt ich aber ohne Theorie und Plan wie ein kecker Husar in Feindesland, der auf alles haut, was ihm vor den Säbel kommt, der das Beste nimmt von dem, was ihm in die Augen fällt.» (5:



Gotthelfs Arbeitszimmer im Pfarrhaus Lützelflüh, Bleistiftzeichnung von Charlotte Manuel-Kasthofer, um 1850 (Gotthelf-Stube, Lützelflüh).

332) Ein anderes Mal (8.1.1846) vergleicht er sich mit einem «mutwilligen Füllen», das sich im literarischen Raum frei herumtummelt: «Übrigens bekenne ich gerne, dass ich was an mir habe von einem mutwilligen Füllen, welches auf üppiger Weide steht, bald frisst und bald springt, seines Lebens froh ist, nicht daran denkt, dass ihm jemand zusieht, sich seiner freut oder über ihns sich ärgert.» (6: 248)

Dabei ist er sich dessen bewusst, dass die «freiere Schreibweise», die er sich bald «angewöhnt» (5: 34) hat, wie es in einem Brief an Carl Bitzium heisst (20.3.1839), einen breiten Spielraum verlangt und sich eigentlich nur in der unbestimmten, dehnbaren Form des Romans voll entfalten kann. Diese Erkenntnis spricht Gotthelf mehrmals im Briefwechsel mit Herausgebern von Kalendern aus, für die er kleinere Erzählungen schrieb. Dem Leipziger Verleger Georg Wigand gibt er z.B. zu bedenken (3.1.

1850): «Nebenbei will ich Ihnen bekennen, dass ich kürzere Erzählungen schlecht, daher auch ungerne mache, ich bin zu breit dafür.» (8: 12) Wie frustrierend die Arbeit an kürzeren Erzählungen für ihn sein konnte, gibt ein anderer Brief an Wigand zu erkennen, der das Manuskript einer Erzählung (Der Besenbinder von Rychiswil) begleitet (2.12.1850): «Die Geschichte hat viel zu viel Stoff, der wegen Mangel Raums nicht konnte verarbeitet werden, es kribbelte mich während der Arbeit in allen Fingern.» (8: 103) Den Zwang zur auch noch so relativen Kürze empfindet Gotthelf als eine Störung seiner Freude am freien schriftstellerischen Schaffen. Die Freiheit des Schriftstellers «ohne Theorie und Plan» nutzt Gotthelf jedoch nicht so unbekümmert aus, wie es zunächst den Anschein hat. Die Briefe verraten manchmal ein leises literarisches Minderwertigkeitsgefühl. Seiner eigenen «vierschrötigen Prosa» stellt er in einem Brief an Hagenbach (8.12.1842) die «schlanken eleganten Gestaltungen» (5: 257) in Versen gegenüber. Auch in einem Brief an August Stöber (12.5.1844) vergleicht er sich nicht ohne Neid, aber auch mit einem humoristischen Schmunzeln, mit den Dichtern, die in ihren Versen «die Rede binden können»: «Die Leute, welche dichten, d.h. die Rede binden können, haben es leicht. Jeder Gedanke wird ihnen zum Edelgestein, den sie zierlich und lieblich fassen können. Wir ungereimten Leute sind viel schlimmer daran. Wir sind den Storchen ähnlich, die weiten Platz, gute Weile zu langem Anlaufe bedürfen, um allgemach in Flug zu geraten.» (6: 50)

Das literarische Werk im Selbsturteil

In den Briefen aus den ersten Jahren seines literarischen Schaffens regt sich manchmal bei Gotthelf der Zweifel am künstlerischen Wert seiner Schriften. Im damaligen Briefwechsel mit Carl Bitzios neigt er dazu, an sein Werk die klassischen Massstäbe der Ausgewogenheit, der Geschlossenheit, der Abrundung der Form anzulegen und in dieser Hinsicht die «Mängel» seiner Romane zuzugeben. Einmal gesteht er (20.3.1839): «Dass ich ... in formeller Hinsicht ganz besonders grosse Mängel habe, weiss ich wohl, ich habe durchaus keine schriftstellerische Bildung, werde fortgerissen ... Ich kann daher zu wenig planieren und ökonomisieren mit Stoff und Worten.» (5: 35) Die Fehler seiner Werke führt er meistens wie hier auf seine mangelhafte «schriftstellerische Bildung» zurück.

Im schon erwähnten Brief an Wolfgang Menzel (19.8.1844) gibt er zu bedenken, dass die «Zustände», deren «Drang» ihn zum Schriftsteller machte, ihm eben «nicht Zeit liessen, eine schönere Form, grössere technische Gewandtheit» sich «anzueignen». (6: 90) In einem späten Brief an Heinrich Pröhle, in dem er auf seine «schriftstellerische Laufbahn» zurückblickt (9.5.1851), betont er auch, dass er völlig unvorbereitet zum Schriftsteller geworden sei: «Vorstudien ... habe ich keine gemacht, ich plumpste ins Ding hinein, unsinnet, wie wir hier sagen.» Dann fährt er aber fort, wie folgt: «Das habe ich nicht vergessen, darum hole ich von Herzen gern nach, was mir fehlt und bessere mich, wo ich mich auf Holzwegen fühle.» (18: 51)

Dieses Bestreben, die ihm fehlende schriftstellerische Bildung nachzuholen und als schon weithin anerkannter Schriftsteller den Schriftstellerberuf erst recht zu erlernen, spricht Gotthelf in mehreren Briefen aus. In Briefen an Carl Bitzius nimmt er sich vor, sich zur Verbesserung seiner literarischen Technik an Stoffen zu üben, von denen er sich nicht so unmittelbar betroffen fühlt wie von den Stoffen seiner grossen Zeitromane. Er schreibt einmal (20.3.1839): «Am besten wäre es vielleicht, wenn ich später einmal an einem Stoff mich versuchte, der weder die Zeit noch mich subjektiv und direkt berührt.» (5: 35) Als Übung und Versuch in diesem Sinne betrachtet er seine visionäre Erzählung «Ein Silvestertraum», die er nach der Vollendung des Romans «Uli der Knecht» unternimmt: an einem so ganz andersgearteten Stoff hofft er, wie er an Carl Bitzius schreibt (22.1.1842), seine «Kraft zu schärfen», seinen «Gedankenkreis zu erweitern», seine «Sprache zu läutern», da er «so gerne in den Produktionen steigen» (5: 192) möchte. Zahlreiche Briefe bezeugen, dass er auch seine historischen Novellen und Bearbeitungen von Schweizer Sagen als «Versuche» in einer ihm ungewohnten literarischen Gattung auffasst. Die für ihn anstrengendere und schwierigere Arbeit an solchen neuen Stoffen sieht er zumindest anfangs als schriftstellerischen Lernprozess an.

Seine kleineren Erzählungen hat Gotthelf aber nicht bloss aus eigenem Antrieb zur Vervollkommnung seiner literarischen Technik und zur Erweiterung seines Gesichtskreises verfasst. Die Briefe machen auch deutlich, wie er getrieben wurde, der wachsenden Nachfrage der Verleger und Herausgeber von Zeitschriften und Kalendern zu entsprechen. In zunehmendem Masse schreibt Gotthelf nicht nur aus «innerer Nötigung», sondern auch «um nicht ganz ungefällig zu erscheinen» (5: 231), wie es in einem Brief

an Burkhalter (22.8.1842) heisst. Die Verpflichtungen, die ihm aus dem Erfolg seiner Schriften in Deutschland erwachsen, erwähnt Gotthelf im Briefwechsel mit offensichtlicher Genugtuung. Von 1843 an bemüht sich der Berliner Verleger Julius Springer sehr eifrig um die Verbreitung seiner Schriften in Deutschland, und die Leiter von deutschen Volksschriftenvereinen, namentlich Irenäus Gersdorf in Altenburg und der Kirchenrat Döhner in Zwickau, streiten sich um Gotthelfs Mitwirkung an ihren Veröffentlichungen. Daraus erwachsen ihm weitere Verpflichtungen, die er mit offensichtlicher Genugtuung im Briefwechsel erwähnt. Er schreibt einmal «in Eile» an Emilie Graf (5.2.1846): «Ich bin nämlich ein armer gerittener Teufel. Seit ich nicht mehr der Jagdhund des Erziehungsdepartements bin [er war eben als Schulkommissär entlassen worden], soll ich der Bastesel aller deutschen Volksvereine sein. In diesem Jahre habe ich nicht weniger als zehn Briefe aus Deutschland, von denen vier aus Berlin, erhalten. Man denke und kriege Respekt, potz Hagel!» (6: 269)

Um die Verleger zufrieden zu stellen, muss aber Gotthelf häufig «Kleinigkeiten» schreiben, von denen er in seinen Briefen nicht viel zu halten behauptet. In einem Brief an Burkhalter (3.10.1850) heisst es: «Kleinigkeiten musste ich, von verschiedenen Seiten gedrängt, ausführen, und dies ist das Fatalste der Schriftstellerei ... Solche kleinen Sachen brauchen am meisten Zeit und Anstrengung, und am Ende ist es doch nichts.» (8: 82) Gotthelf bedauert manchmal in seinen Briefen, dass die Arbeit an kleineren Erzählungen, die er eher für Spielereien hält, die Vollendung wichtigerer Werke verzögert. Er schreibt z.B. an Fröhlich (5.12.1851): «Ich gätterle an einigen kleineren Erzählungen, um abgedrungenen Versprechen nachzukommen. Nach dem Neujahr will ich dann anfangen, an etwas Grösseres zu denken.» (8: 227)

Dennoch ist aus den Briefen zu ersehen, dass Gotthelf es in der Regel nicht über sich bringen konnte, nein zu sagen, als er um Beiträge für Zeitschriften und Kalender gebeten wurde. Seine Antwortbriefe sind meistens nach demselben Muster entworfen: zuerst klagt er über Arbeitsbelastung, erbittet sich dann eine längere Frist und stellt schliesslich doch «eine kleine Erzählung» in Aussicht. Ein Paradebeispiel dafür ist Gotthelfs Antwort an Eduard von Hallberger, den Herausgeber eines «Illustrierten Volkskalenders» (15.7.1851): «Ihnen Ihren ehrenden Antrag bestens verdankend, will ich recht gerne darauf eingehen – aber bitte um einige Frist für eine Lieferung. Ich bin eben mit der Erfüllung von Versprechungen in einigem

Rückstand. Der Reihe nach muss ich mich lösen, und bis zu den ersten Monaten im Winter werde ich kaum damit fertig werden. Dann aber sehe ich Zeit voraus, mich an eine kleine passende Erzählung zu machen.» (18: 36) Solche Briefe lassen erkennen, wie Gotthelf zunehmend zum Berufsschriftsteller wurde, der die ihn drängenden Verleger nicht abweisen wollte und zu viele Verpflichtungen einging. Seine Briefe bestätigen eine kritische Bemerkung Carl Manuela, der in seiner Gotthelf-Biographie (1861) feststellte: «Es ist in mancher Beziehung als eine Calamität zu betrachten, dass Bitzius, als er einmal in die Mode gekommen war und Jedermann einen Artikel von ihm in seiner Bude haben wollte, durch dies allseitige Drängen, dem er nicht widerstand, sich oft in einen wahren Notzustand versetzen liess, in welchem von ruhigem Schaffen und sorgfältiger Behandlung des Stoffes nicht mehr die Rede sein konnte.»

Von diesem zum Teil selbstverschuldeten «Notzustand» des Schriftstellers zeugt unter anderen ein Brief an Burkhalter (12. 6. 1843), in dem Gotthelf sich mit dem Sisyphus der griechischen Sage vergleicht: «Sie kennen die Fabel vom Manne, der einen Stein den Berg auf wälzt und kaum oben, ihn muss niederrollen sehen und aufs neue an die Arbeit. Ich glaube, der Mann sei ich. Habe ich was unterhänds, so freue ich mich auf Freiheit, mache Projekte aller Art; ist aber einmal das Ding fertig, so ist von Freiheit keine Rede mehr; eine andere Arbeit liegt vor, will abgetan sein, und aufs neue wälze ich den Stein, freue mich aber wiederum trotz so mancher gemachten Erfahrung auf Freiheit.» (5:312)

In Gotthelfs Briefen wird sichtbar, dass die Schriftstellerei, die ihm ursprünglich eine Selbstbefreiung vom äusseren und inneren Druck bedeutete, ihn auf andere Weise unter Druck setzte und unfrei machte, wie er in einem späten Brief an Fröhlich feststellt (25. 7. 1852): «Nehme mir alle Jahre vor, mich freier zu machen, und komme alle Jahre tiefer ins Joch.» (8: 298) Der unablässige Frondienst an der Literatur, von dem hier die Rede ist, war aber wohl der Preis, den Gotthelf zu zahlen hatte für die von ihm ersehnte und schliesslich auch erlangte Erweiterung seines Wirkungskreises durch das Schreiben. Wie Gotthelf in einem Brief an Stöber (4. 1. 1845) erklärt, erwies sich zwar seine ursprüngliche Hoffnung, «einwirken zu können in die bedeutsamern Angelegenheiten» seines Vaterlandes, als trügerisch, dagegen kam ihm die unbegrenzte Wirkung der Literatur zum Bewusstsein: «Diese Hoffnung täuschte mich. Dagegen fand ich, woran ich nicht dachte, einen weiteren Leserkreis und die Hoffnung,

dass ein späteres Geschlecht es erkennen werde, wie gut ich es mit meinem Lande gemeint.» (6: 151)

Daraus kann man, wie ich glaube, den Schluss ziehen, dass Gotthelf doch nicht einfach aus Gefälligkeit gegen die Verleger soviel, vielleicht zu viel, schrieb, sondern auch weil er das Weiterwirken seines Schreibens bedachte und keine Gelegenheit versäumen wollte, ferne und künftige Leser zu erreichen, zu ergreifen, zu erfreuen und zu erbauen. Die Vorstellung von der geistigen Pflicht und Verantwortung des Schriftstellers gegenüber potenziellen Lesern ist wohl ein Hauptgrund von Gotthelfs hastigem Schaffen, darauf wird in einem Brief an Fröhlich (29.12.1845) nachdrücklich hingewiesen: «Es ist eine gewisse Hast in mir, welche immer glaubt, morgen sei kein Tag mehr, und was die andern nicht täten, das liege alles bei mir.» (6: 236) Die Wirkung des geschriebenen Worts in die Weite, in die Weite des Raums und in die Weite der Zeit, nennt Gotthelf in einem schönen Brief an Jakob Melchior Ziegler, einen Lithografen und Verfasser populärwissenschaftlicher Schriften (5.1.1850), «die Mystik der Schriftstellerei»: «Aber wirklich hat es in den besten Weihestunden so oft etwas wunderbar Bängliches, wenn man denkt, das stumme Wort, welches du da schreibst, geht still und stumm viele, viele Stunden weit, da fällt es auf ein Herz, und plötzlich wird es in demselben lebendig, ein kleiner Funke beginnt zu glühen, wird vielleicht zur klaren schönen Flamme ..., und ein ander Wort schlägt alsbald ein, teilt gleich einem elektrischen Funken manchem sich mit; und viele schlummern, und nach Jahren vielleicht berühren sie doch noch ein Herz und wecken Leben in ihm. Das ist die Mystik der Schriftstellerei.» (8: 13)

Das in diesem Sinne «mystische» Weiterwirken seiner Schriftstellerei hat bis heute nicht aufgehört.

Gotthelfs Briefe werden nach der Gesamtausgabe zitiert: Jeremias Gotthelf, sämtliche Werke in 24 Bänden und 18 Ergänzungsbänden. In Verbindung mit der Familie Bitzios und mit Unterstützung des Kantons Bern herausgegeben von Rudolf Hunziker, Hans Bloesch, Kurt Guggisberg und Werner und Bee Jucker. Erlenbach-Zürich, 1911–1977.

Der Verweis auf die entsprechende Stelle in den Briefbänden (Ergänzungsbände 4 bis 9 und 18) steht in runden Klammern jeweils am Ende eines Zitats im Text selber (erste Ziffer: Bandzahl, zweite Ziffer: Seitenzahl). Sacherklärungen stehen in eckigen Klammern ebenfalls im Text.